

fragte ihn nach verschiedenen Punkten im Vorgelände, fragte ihn auch, was das für ein Hügel sei, auf dem sie ständen. „Das ist der Berg, Ew. Excellenz, von welchem unser König alljährlich, wenn er hier Manöver hält, die Oesterreicher herunterjagt!“ entgegnete der Bauer. Den Teufel auch, mochte Daun denken, jetzt sind wir sogar auf des Königs Manöverterrain geraten, eine schöne Geschichte! Als er den Vorfall nachher im Hauptquartier erzählte, meinten zwar einige jüngere Stabs-offiziere spöttisch: „ach was, der König mit seiner Potsdamer Wachtparade ist ein gutes Frühstück für uns,“ aber Leopold Daun blieb doch bedenklich: „Ein böses Omen ist's immer, Messieurs.“

Jedenfalls waren die österreichischen Feldherren bemüht, dem Terrain eine möglichst gute Schlachtstellung abzugewinnen, und das gelang ihnen auch vollkommen. Die ganze Armee mußte um einen Kilometer vorrücken und gewann so mit ihrem Zentrum eine Linie, die sich an den von Nipporn über Frobelswitz nach Leuthen führenden Landweg anlehnte. Guderwitz lag knapp hinter dem rechten Flügel, Frobelswitz bildete die Mitte, Leuthen lag unmittelbar am linken Flügel. Frobelswitz und Leuthen waren beide mit Grenadierkompagnien stark besetzt, und am westlichen Eingang der Dörfer waren Batterien aufgeföhren. Den rechten Flügel, der sich bis an Nipporn erstreckte, kommandierte der General der Kavallerie, Graf Lucchesi. Der vor diesem rechten Flügel liegende Zettelbusch war von Grenadieren und Kroaten stark besetzt, vor diesem Zettelbusch zogen sich außerdem



Nach Nehtwisch, Leuthen.

Verlag von Georg Wigand, Leipzig.

Richard Joachim Heinrich von Moellendorf.

Nach einem Gemälde von Cunningham gestochen von Townley.

die unwegsamen Sümpfe des Brieswassers hin, so daß dieser Flügel eine natürliche Festigkeit hatte. Außerdem befand sich das Lager des Reservekorps unter dem Herzog von Arenberg kaum zwei Kilometer hinter dem rechten Flügel westlich vom Dorfe Saarawenze. Das Kavalleriekorps, welches den linken, sich über Leuthen hinaus erstreckenden Flügel deckte und sich an den Weg Leuthen-Schriegwitz anlehnte, befehligte der Graf Serbelloni. Aber Daun ließ es damit noch nicht genug sein. Er stückte, als hätte er eine Ahnung von seiner Bedeutung, an diesen linken Flügel, als scharf zurückgebogene Flanke noch das Korps des Grafen von Nadasdy an, das bisher als drittes Treffen hinter der Armee gelagert hatte. Dies Korps wurde in Verlängerung der bisherigen Stellung so postiert, daß es zunächst die Linie verlängerte, dann aber bei Sagschütz umbog und einen mit einem Widerhaken versehenen Winkel bis in den Kaulbusch hinein bildete. Der um Sagschütz sich wallartig hinlagernde Kiefernberg bildete eine natürliche Festung, wie überhaupt das ganze Terrain zu einer starken Flankenbildung außerordentlich geeignet war. Der Kiefernberg, der heute fahl ist, hatte damals dichten Waldbestand. Graf Nadasdy nutzte die Gunst des Terrains in der ihm eigenen höchst geschickten Weise nach allen Regeln der Kriegskunst aus. Nur einen Fehler beging er. Prinz Karl hatte auf Grund des Briefes seines kaiserlichen Bruders den Grafen Nadasdy ersucht, die württembergischen und bayrischen Hilfstruppen nicht an erster Stelle zu verwenden, sondern sie lieber ins

zweite Treffen zu stecken. Nadasdy aber kehrte sich an diese Verordnung des Prinzen nicht und stellte gerade diese Regimenter auf die äußerste Flanke in die Verhaue des Kiefernberges und des Kaulbusches. Der Graf mochte übrigens hinsichtlich dieser Truppen anderer Meinung sein. Er hatte sie bei der Belagerung von Schweidnitz kennen gelernt, wo die Württemberger sich durch Tapferkeit hervorgetan hatten. Sie hatten dort den Kern der Sturmkolonne gebildet.

So deckte diese österreichische Stellung sowohl die über Frobelwitz nach Lissa führende Hauptstraße auf Breslau als auch die über Krampitz, Leuthen und Groß-Gohlau führenden Nebenstraßen. Die österreichischen Feldherren hatten dem heranrückenden König einen gewaltigen langgestreckten Damm von Menschenleibern vorgeschoben, nur wenn er diesen Damm gewaltsam beiseite drängte oder durchstieß, war ihm der Marsch nach Breslau möglich. Aber die Österreicher zählten nach ihrer eigenen Angabe fünfundachtzigtausend Mann (sie renommierten, in Wirklichkeit hatten sie nur siebzigtausend), würde der König mit seinen fünfunddreißigtausend es wagen, sie anzugreifen?

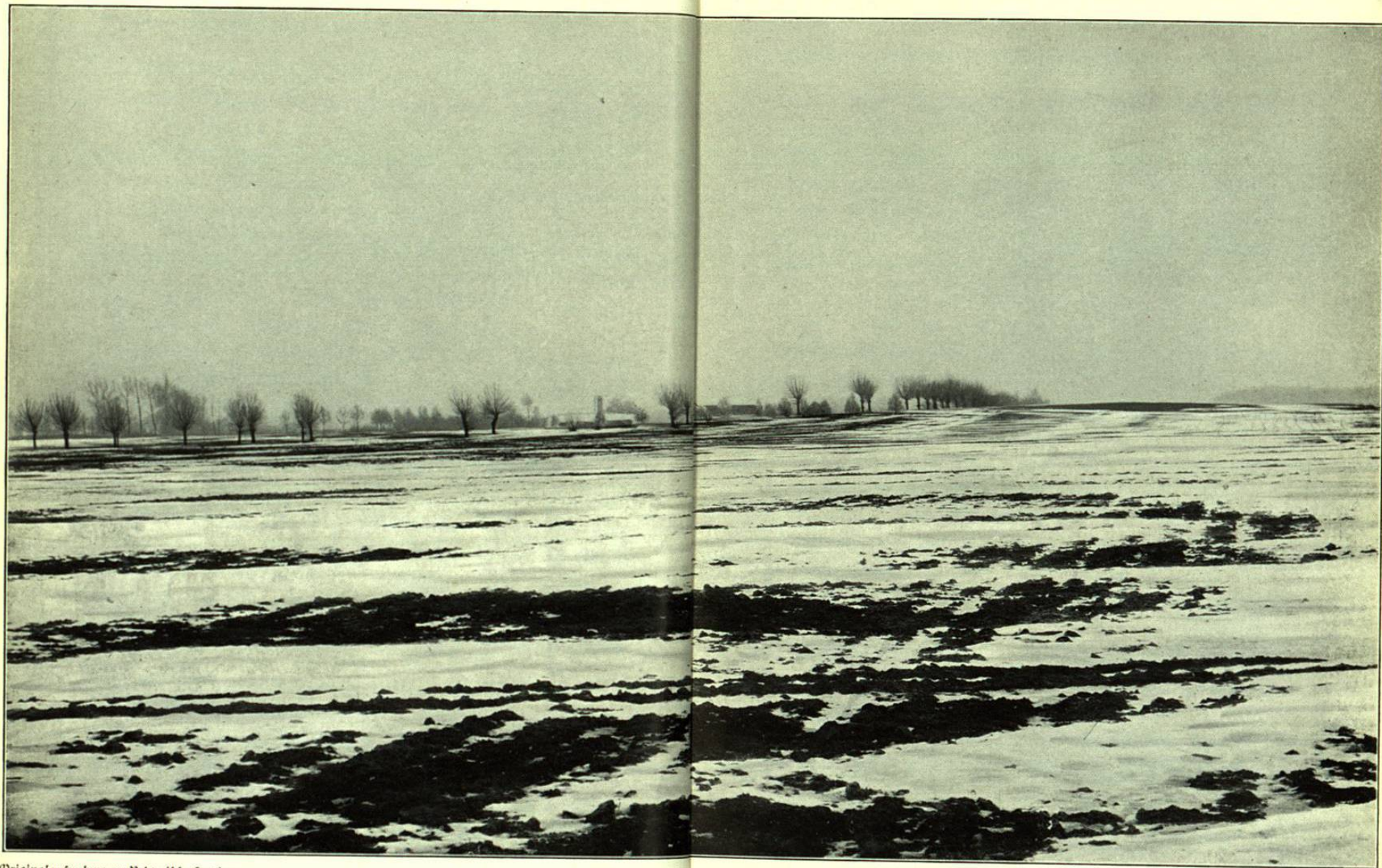
In der tiefen Dunkelheit des frühen Wintermorgens und nur auf das Signal: „locken,“ trat die preussische Armee unter das Gewehr. Generalmarsch durfte nicht geschlagen werden, da der König in aller Stille vorzurücken gedachte, um den Feind zu überraschen. Friedrich ritt wiederum bei der Vorhut. Er rief einen Husarenoffizier zu sich heran und sagte: „Ich werde mich heut

bei der Bataille mehr aussetzen als sonst. Er soll sich fünfzig Mann nehmen, um mir als Deckung zu dienen. Er verläßt mich nicht und gibt acht, daß ich nicht der Canaille in die Hände falle. Bleib ich, so bedeckt er den Körper mit seinem Mantel und läßt einen Wagen holen, er legt den Körper in den Wagen und sagt keinem ein Wort. Die Schlacht geht fort, und der Feind — der wird geschlagen.“ Der König hatte für alle Fälle vorgesorgt. Er hatte für den Fall seines Todes auch ein kurzes Testament aufgesetzt, eine: „Disposition über das, was geschehen soll für den Fall, daß ich getötet werde.“ Sie beginnt mit den Worten: „Ich habe meinen Generalen alles befohlen, was für den Fall eines glücklichen oder unglücklichen Ausganges nach der Schlacht zu geschehen hat. Was schließlich mich selbst angeht, so will ich in Sanssouci begraben sein, ohne Gepränge und Pomp und bei Nacht“. Von den Heeresmäulen, die in ziemlicher Entfernung der Vorhut folgten, klang durch die Morgenstille ein Choral herüber, den die Feldmusik begleitete. Es waren Verse aus dem innigen Lied Johann Heermanns: O Gott, du frommer Gott.

Gib, daß ich tu' mit Fleiß,
Was mir zu tun gebühret,
Wozu mich dein Befehl
In meinem Stande führet;
Gib, daß ich's tue bald
Zu der Zeit, da ich soll
Und wenn ich's tu, so gib,
Daß es gerate wohl.

Der König hielt das Pferd an und blickte sich verwundert um. Besorgt ritt ein Adjutant heran und fragte, ob er das Singen verbieten solle. „Nein“, sagte Friedrich, „bleibe Er hier,“ — und zum alten frommen Zieten gewendet, fügte er hinzu: „Meint Er nicht, daß ich mit solchen Leuten heute siegen werde?“

Als die Morgennebel sich hoben, erblickten die preussischen Vorpatrouillen auf den Höhen vor Borne feindliche Kavallerie. Das war der Generalleutnant Graf Nostitz mit seinen tapferen Sachsen und österreichischen Husaren. Auch der alte Oberst von Benkendorff mit seinem Chevaulegers-Regiment Prinz Karl hielt dort, wie wir wissen. In den bewaldeten Hängen des Borner Bergs und in den Büschen von Lampersdorf steckten Kroaten. Zunächst glaubte der König, daß er den rechten österreichischen Flügel vor sich habe, und er befahl, daß die Kavallerie der Avantgarde aufmarschiere. Als aber die genauere Meldung kam, daß nur einige Regimenter österreichischer Vortruppen im Terrain ständen, warf der König alsbald sechs Bataillone Infanterie gegen die Kroaten und ließ die schon aufmarschierte Kavallerie unverzüglich gegen den Feind anreiten. In Front und Flanke mit furchtbarer Wut angegriffen, — denn gerade an diese drei Sachsenregimenter waren alte Schulden mit Zinsen von Kolin her zu zahlen, — vermochten der tapfere Nostitz und sein Benkendorff nichts als sich auf Tod und Leben zu wehren. Das taten sie redlich. Aber der Stoß war zu gewaltig, ihre Regimenter wurden von einer Panik ergriffen und fluteten auf



Originalaufnahme zu Rehtwisch, Leuthen.

Der Judenberg, im grunde Schriegwitz.

Verlag von Georg Wigand, Leipzig.

Die Erhöhung auf der rechten Seite des Bildes ist der hart an der Straße Leuthen-Sitz gelegene Judenberg, der für die Unterstützung des ersten Angriffs eine große Bedeutung gewann. Hier ließ der König, sobald gegen den Kiefernberg Fortschritte gemahen, eine schwere Batterie auffahren, durch die die österreichischen Geschütze nördlich des Kiefernberges zum Schweigen gebracht wurden, so daß sie gegen den Kirchberg abzufahren nicht gerieten infolge des wütenden Geschützfeuers auch die Regimenter Macquire, Haller und Palffy ins Wanken, womit die ganze Flankenstellung erschüttert war. Alsdann ließ die Batterie des Judenbergs gegen die österreichische Südbatterie von Leuthen.

Borne zurück. Das Dorf und breite Gräben im Gelände hemmten ihren Ritt, hinter ihnen saß der Tod auf preußischen Rossen. Viele Pferde jagten mit leeren Sätteln gegen die österreichischen Linien zurück, elf Offiziere und fast sechshundert Gefangene fielen in die Hände der Preußen. Die kampfstollen preußischen Husaren verfolgten den Feind über Heidau hinaus bis dicht an das österreichische Zentrum bei Frobelswiz heran. Am liebsten hätten sie sich gleich auf die österreichischen Infanteriewälle dort gestürzt, so schwer waren sie zu halten und zu sammeln.

Der König ließ die Gefangenen sofort an den Marschkolonnen des Heeres vorbeiführen, und dieser glückliche Anfang trug nicht wenig dazu bei, die zuversichtliche Stimmung der Truppen noch zu heben. Der Bombardier Tempelhoff, einer der Chronisten des Krieges, sagt: „Man konnte es unsern braven und entschlossenen Truppen in den Augen lesen, daß sie mit Ungeduld den Augenblick erwarteten, wo sie mit dem Feinde handgemein werden könnten.“

Als der König so mit eisernem Besen das Vorterrain bis fast an die österreichische Front heran leer gefegt hatte, zog er mit seinen Marschkolonnen gegen das Dorf Borne vor. Das Dorf ließ er alsbald von den drei Freibataillonen und zwei Jägerkompagnien besetzen und seine Kavallerie jenseits Borne, nahe an Heidau heran, aufmarschieren. Er selbst ritt mit dem Fürsten Moritz von Dessau und seiner Husarenabteilung bis auf den Schönberg südlich Groß-Heidau vor, um von hier aus,

kaum zwei Kilometer von der österreichischen Front, nach seiner Gepflogenheit die feindliche Stellung genau zu studieren. Der Wintertag war inzwischen klar heraufgestiegen, auf den Feldern lag dünner Schnee und verstärkte bei leichtem Frost die Beleuchtung des Schlachtfeldes. „Man sah die österreichische Armee so gut, daß man sie Mann für Mann hätte zählen können“, schreibt der König später in seinen Werken. Jedenfalls konnte der König die ganze Infanterielinie bis fast an Guckertitz heran genau beobachten. Die Reitereistellung Lucchesis dagegen und die Reserve nördlich von Guckertitz waren ihm durch den Zettelbusch verborgen. Wohl aber hatte er einen Einblick in die Stellung des linken Flügels, den Nadasdy um Sagschütz herum gezogen hatte.

In einer langgestreckten Front von fast einer Meile dehnte sich dort drüben von Nippert bis Sagschütz und dem Kaulbusch die österreichische Schlachtfstellung aus. Frobelwitz und Leuthen mit ihren vorgeschobenen Batterien glichen wie der Dichter Scherenberg sich glücklich ausdrückt, zwei festen Schilden vor der breiten Brust eines Doppeladlers:

Da lag der Doppeladler, in seiner Sonne gedehnt,
Gemächlich über die Ebene an See und Wald gelehnt;
Vor seiner Brust zwei Schilde, Leuthen und Frobelwitz,
In jedem Fänger batteriweis Donner und Blitz;
In seinem Doppelschnabel das wehende Grün
Der zwei Siegeschlachten Breslau und Kolin;
Auspreizend die geschweiften Flügel stundenweit
Ein Bild erkaiserlicher Unüberwindlichkeit.
Die Bataillone, Schwadronen stunden also klar,

Daß schier jeder Mann da herauszuzählen war.
Und was dem Aug verschleiert schwarzer Föhren Flor,
Trug Spähers Mund in seines Königs Ohr,
Und während das Ohr Gehör allseits hin gab,
Fliegt vorweg das Auge die ganze Linie ab.
Des Künstlers Auge sieht in des Handwerks Bau,
Und faßt schnell zusammen in einen Blick die Schau.

Bei der Beobachtung der österreichischen Schlachtfstellung vom Schönberge aus zeigte sich das Genie des Königs wieder in seiner ganzen Größe. Sein sicherer Blick fand sehr bald die Stelle heraus, wo dieser österreichische Doppeladler sterblich war. Gerade die Stelle, die dem Auge eines in den Anschauungen seiner Zeit befangenen Feldherrn als die stärkste und unüberwindlichste erschienen wäre, erkannte König Friedrich als die schwächste, — das war der Haken Nadasdys bei Sagschütz. Dieser mit Kanonen, Verhauen und Grenadiere gespickte Kiefernberg war sozusagen die eiserne Pforte der kaiserlichen Schlachtfstellung. Wohl an, mochten die schweren Geschütze von Glogaus Wällen, die zwölf Brummer, mochten die granitene altpreußischen Bataillone der Sturmkolonne ihr ein „Sesam tue dich auf!“ entgegendonnern. Man mußte, wie Friedrich sich später ausdrückte, „mit der härtesten Operation anfangen und die erste Hitze der Soldaten auf diesen schwierigen Punkt konzentrieren, dann würde der Rest der Arbeit leicht sein.“

In der Tat konnte er, da er kaum die Hälfte Truppen gegen die österreichische Übermacht einzusetzen hatte, an

eine Sprengung des eigentlichen Zentrums nicht denken. Er hätte erwarten müssen, daß selbst bei einem glücklichen Anfang des Kampfes die beiden Flügel der österreichischen Macht über ihn zusammengeklappt wären und ihn erdrückt hätten. Vor dem rechten, an Nippem gelegten Flügel der feindlichen Stellung aber zogen sich die Sümpfe des Briegwassers hin. Für die Kavallerie war da überhaupt nichts zu machen, und die Kavallerie war in jenen Tagen nur zu oft die ausschlaggebende, den Erfolg herbeiführende Waffe. So mußte denn der Stoß vom Süden, von Sagschütz her, erfolgen, von hier aus mußte die Linie der kaiserlichen Truppen aufgerollt werden, und es mag in dem königlichen Feldherrn die Hoffnung gelebt haben, den Feind von seiner Rückzugsstraße abzudrängen, ihn gegen die Oder zu treiben und so gänzlich zu vernichten.

Diesem Entschluß entsprechend gab Friedrich nun dem Prinzen Moritz von Dessau, der als Erster unter dem König kommandierte, seine Befehle. Er selbst aber nahm sich vor, in eigener Person, soweit es nur anging, die Ausführung der Details zu überwachen, damit Fehler, wie sie bei Kolin passiert waren, hier nicht wieder vorkämen. Denn im Grunde war dieser Schlachtplan von Leuthen eine verbesserte Auflage desjenigen von Kolin. Auch hier war König Friedrich genötigt, vor der feindlichen Front entlang zu ziehen und ihr eine Zeitlang seine Flanke zu bieten, auch hier ging er einer großen Übermacht entgegen, einer noch größeren als bei Kolin, auch hier war er entschlossen, in jener schiefen Schlacht-

ordnung zu schlagen, die leider bei Kolin durch das Mißverständnis des Prinzen Moritz und das voreilige Eingreifen des Generals von Manstein zerstört worden war.

Diese berühmte schiefe Schlachtordnung bestand darin, daß die Bataillone staffelförmig schräg hintereinander aufmarschierten und in gewissem Abstand, mit nach einer Seite überragendem Flügel, hintereinander zu stehen kamen, so daß während der eine Flügel angriff, der andere, jeden Angriff versagend, eine Reserve für die vorderen Angreifenden bildete. Diese zurückstehenden Staffeln waren aber zugleich in der Lage, wenn es nötig war, schnell zur Linie einzuschwenken und feindliche Angriffe abzuweisen. Epaminondas siegte in solcher Schlachtordnung bei Leuktra und Mantinea. Auch die Schlacht von Gravelotte am 18. August 1870 mit ihrer gewaltigen Rechtsschwenkung der deutschen Armee ist ein Beispiel des Staffelangriffs im allergrößten Stil. „Es kann,“ so setzt König Friedrich die Vorteile dieses Angriffes auseinander, „eine geringe Anzahl Truppen sich mit einem superieuren Korps messen. Es attackiert ein Teil der Armee den Feind von einer entscheidenden Seite. Wird der Angriff abgeschlagen, so ist nur ein Teil der Armee geschlagen worden, die übrigen drei Viertel, die noch frisch sind, dienen dazu, den Rückzug zu sichern.“ Allerdings gehörte zur präzisen Ausführung eines solchen Angriffs und dem vorbereitenden Aufmarsch jene außergewöhnliche Manöverkunst, wie sie den Preußen der damaligen Schule in hohem Maße

eigen war, und es gehörte ein Feldherr dazu, der den staffelförmigen Hebel an der richtigen Stelle einzusetzen wußte. Beide Faktoren waren hier vorhanden.

Zunächst lag dem König daran, den feindlichen Führern da drüben ein X für ein U zu machen. Schon stand seine Kavallerie so aufmarschiert, als gälte es dem rechten österreichischen Flügel. Sobald die Bataillone seiner Avantgarde eine Strecke über Borne hinaus waren, befahl er auch ihnen, sich gegen Frobelwitz zu entfalten. Und richtig: als Prinz Karl drüben auf seinem Breslauer Berg diese Bewegung sah, kroch er auf den Keim. „Kein Zweifel, wir werden auf dem rechten Flügel angegriffen!“ Schon die preußischen Husaren, die den Grafen Nostitz und seine Schwadronen verfolgt hatten, waren bis nahe an die österreichischen Linien herangeprescht und hatten den Prinzen glauben lassen, daß es auf seinen rechten Flügel abgesehen sei. Dazu kam, daß der Graf Lucchesi, der am rechten Flügel kommandierte, nervös wurde und dringend um Verstärkung bitten ließ. Zunächst wollte der Oberfeldherr dennoch nicht auf eine Verstärkung des rechten Flügels eingehen. Daun machte ein bedenkliches Gesicht und riet entschieden davon ab, etwas an der Stellung zu ändern. Lucchesi bekam eine abschlägige Antwort: Er möge warten.

So hielten sie drüben auf dem Windmühlentempel des Breslauer Berges, die beiden intimen Gegner, die Durchlaucht von Lothringen und die Erlaucht von Daun. Ach, sie waren zusammen vor diesen schweren Karren gespannt und konnten sich im Grunde nicht riechen.

Um sie herum hielten viel betrefte Herren mit wallenden Federbüschen. Sie alle blickten durch ihre Ferngläser und rieten und tuschelten. Da drüben regten sich die Preußen; ihre blauen Marschkolonnen traten aus Borne hervor und deployierten. Was nun? Was hatte der behende, flinke Mann da drüben auf dem Schönberge vor? „Gebt mir für Augenblicke nur Allwissenheit!“ hätte Prinz Karl von Lothringen mit König Philipp von Spanien ausrufen können, wenn der Don Carlos damals schon geschrieben gewesen wäre. Aber er war noch nicht geschrieben. Wohl aber stand da unten am linken Flügel im Verhau des Kiefernberges von Sagschütz bei der württembergischen Kolonne ein armseliger Leutnant und Regimentsfeldscher mit festgedrehtem Zopf und steifer Halsbinde, Johann Caspar Schiller hieß der Mann. Sein Sohn sollte einst das berühmte Wort schreiben, das Prinz Karl hier so gut hätte anwenden können. Aber Zitat oder Nichtzitat, — des Prinzen Gedanken werden ähnlicher Art gewesen sein, denn der Gegner da vor ihm war flink und behende und ging aus der Parade blitzschnell in tödliche Stöße über.

Und Leopold Daun? „Poldl,“ wie die Wiener ihn nannten, war dem Prinzen Karl als Beirat gegeben, wenn man will, als so eine Art von Generalstabschef. Was mag Poldl Daun gedacht haben? Vermutlich: säßen wir doch wohlgeborgen hinter unsern Schanzen vor Breslau! Zweitens vielleicht: Wäre doch ein Vettesz hier, ein Vettesz, wie ich ihn bei Kolin hatte.

Aber der kluge gewandte Vettesz lag vor Breslau unter dem Rasen; bei einem Patrouillenritt hatte ihn die tödliche Kugel eines preussischen Jägers erreicht, und das vor Kolin errungene Oberstenpatent, das ihm geworden war, als er von zwölf blasenden Postillonen begleitet die Siegeskunde nach Wien hineintrug, hatte dem armen Mann nicht viel genützt. Vettesz war tot, sein Mund schwieg und sein Rat war stumm.

Aber Nadasdy? Ein geschickter, scharfblickender Mann, dieser Banus von Kroatien, — aber ein Mann, den man nicht gern fragte! Der leicht aufblühende Kaiserbruder und der selbstbewußte stolze Ungar aus dem alten Magnatengeschlecht, in dessen Adern polnisches Königsblut floß, konnten sich nie vertragen. Das ging so weit, daß der Prinz dem General keine Befehle mehr gab, sondern, um Streit zu vermeiden, nur noch „Maßnahmen empfahl.“ Leopold Daun aber hatte nun mal die Antipathie gegen den Ungarn, die jede Mittelmäßigkeit gegen die Begabung hat. Gab dieser Nadasdy einen Rat, den man nicht befolgte, und die Sache ging schief, dann war der Teufel los; gab er aber Rat, und die Sache glückte, so war der Teufel erst recht los, denn man züchtete im österreichischen Heer nicht gern Konkurrenten und besonders keine Ungarn. So waren Prinz Karl und Daun auf ihre eigenen Ratschlüsse angewiesen, die meistens nur zu sehr auseinander gingen.

Inzwischen traf auf dem Breslauer Berg vom Grafen Lucchesi ein reitender Bote nach dem andern ein, — immer daselbe Lied: Verstärkung, Verstärkung,



Aus Rehtwisch, Leuthen.

Verlag von Georg Wigand, Leipzig.

Prinz Moritz von Anhalt.

Nach einem Stich von J. D. Philippin geb. Srfangin.